

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle Halle, Sternengasse 97

Halle a. S., Montag 7. Februar 1898.

Verleger Hermann Berlin 69, Querstrasse 189

Gewerkschaften und Coalitions-Gesetz.

Troden berichtet der Telegraph aus London:

In den Hauptzentren der Maschinen-Industrie wird die Arbeit allgemein wieder aufgenommen. In den Hauptzentren der Maschinen-Industrie wird die Arbeit allgemein wieder aufgenommen.

Bei diesen englischen Beispielen kann Lujo Brentano lernen, daß seine geliebten englischen Gewerbetreibenden heute eine bürokratisch-draconisch regierte Organisation finden, deren Hauptwerk die gute Verorgung der Arbeiter ist.

Wer jedoch nicht zu den rückfälligen Gemütern gehört, dem werden zu dieser Niedermüde des internationalen Proletariats selbstverständlich ganz andere Momente interessieren.

Der „Hamburger Korrespondent“ führt vor, im Kampfe gegen das sozial-revolutionäre Proletariat eine Stellung zu beobachten, die gerade bei „Hamb. Korrespondent“ im so schwerer verständlich ist, als eben dort die wiederholt erprobte Erfahrungstheorie erörtert wurde.

Der „Hamb. Korresp.“ ist also der Ansicht, daß nur der Staat abzuwehren, nicht den eigenen Zwecken die Führer der Metallarbeiter, Frieden auf Zeit“ geschlossen haben.

Der „Hamburger Korrespondent“ aber, und mit ihm die demokratischen Blätter, haben vollkommen, wozu — legen diesen „Bewußt“ hohen Werth bei. Sie sehen das Nationalitätsprinzip freier durchbruch kommen und ermahnen die deutschen Gewerkschaften, die in England erkaufen Lehren zu befragen, zumal sie noch „viel weniger Aussicht auf ersprießlichen Verlauf ähnlicher Kämpfe haben, so lange sie sich von der Sozialdemokratie leiten lassen“.

Diese Frage hat der „Hamb. Korresp.“ wohlweislich aus dem Kreise seiner Betrachtungen ausgeschlossen, arbeitet daher, wie alle Rathgeber, Sozialisten, mit Fiktionen. Dem gegenüber ist es aber eine Herausforderung des Bürgerthums in Stadt und Land, wenn der „Hamb. Korresp.“ seinen Sermon ganz im Sinne derer um Verleugung und Rotterdam schließt.

Wir wüßten wirklich nicht, vor sonst noch das Coalitionsrecht gefährdet außer denen, welche die Arbeiter aufzuregen und zu anderen als nützlichen, d. h. zu sozial-revolutionären politischen Zwecken mitzuführen, was hier die besten und schärfste entgegengerufen werden muß, das ist die Lehre, welche vernünftige Leute und nicht etwa nur in England aus dem Maschinenbauereisetz ziehen und allein ziehen können!

Deutsches Reich.

* Der Kaiser konfirte am Sonnabend Vormittag mit dem Staatssekretär von Kolobaden und nahm Nachmittag das Hofmessen in Angersheim. Abends 8 Uhr fand beim Kaiserpaar ein großes Diner statt, um 9 Uhr war eine kleinere Gesellschaft zum Thee gegeben, an welchen sich ein kleiner Ball angeschlossen.

* Die kaiserliche Verordnung, betreffend die Einfuhr lebender Pflanzen und thierischen Stoffe aus Amerika wird unter dem 5. Februar in „Blattsch.“ in folgendem Wortlaut bekannt gemacht:

§ 1. Zur Verhütung der Einfuhrung der San José Schilddrüse (Aspidiotus perniciosus) ist die Einfuhr lebender Pflanzen und thierischer Pflanzenstoffe aus Amerika, ferner der Häute, Knochen und sonstigen Gegenstände, welche zur Verpackung oder Verwahrung dringender Waaren oder Abfälle dienen, bis auf Weiteres verboten.

Der Reichstag hat die Minister für Kultur und Unterricht, des Reichs und der Bundesrath im vorigen Jahre die Regierungspräsidenten ersucht, die Vorarbeiten der Fortbildungsschulen geneigt zu machen, den Geistlichen auf ihren begünstigen Wunsch die Schulräume zur Ertheilung von religiösen Unterweisungen an die Fortbildungsschüler zur Verfügung zu stellen und ihnen dabei auf jede Weise ihre Arbeit zu erleichtern.

* Der Gegenentwurf wegen Veräußerung der Mittel der Centralgenossenschaftskasse um 20 Millionen Mark, der den Abgeordnetenhaus fordern zugegangen ist, hat folgenden Wortlaut:

§ 1. Die der preussischen Centralgenossenschaftskasse für die Dauer ihres Bestehens vom Staate als Grundkapital gewährte Einlage wird auf 50 Millionen Mark erhöht. Das Erhöhungskapital von 30 Millionen Mark ist bar oder in Schuldverschreibungen von 30 Millionen Mark abzulassen, für den Restbetrag von 10 Millionen Mark bestimmt der Finanzminister den Zeitpunkt der Ueberweisung.

§ 2. Der Finanzminister wird ermächtigt, zur Vertheilung des Erhöhungskapitals Schuldverschreibungen auszugeben. Er bestimmt, wenn durch welche Stelle und in welchen Beträgen, zu welchem Zweck, zu welchen Bedingungen der Kündigung und zu welchen Kursen die Schuldverschreibungen veräußert werden sollen. Im Uebrigen kommen wegen Verwaltung und Liquidation der Kasse und wegen Veräußerung der Zinsen die Vorschriften des Gesetzes vom 19. December 1893 und des Gesetzes vom 8. März 1897 zur Anwendung.

§ 3. Mit der Ausführung dieses Gesetzes wird der Finanzminister beauftragt. * Die dem Bundesrath zugegangene Vorlage über Änderungen von Bestimmungen über das Postwesen, zu denen bekanntlich auch die Ausdehnung des Staatsmonopols auf die Beförderung verflochtener Briefe innerhalb derselben Stadt gehören soll, steht eine Entscheidung nicht vor. Die Begründung dieser Monopolverletzung geht von der Auffassung aus, daß im Reichspostgesetz vom 28. October 1871 zwar nicht

ausdrücklich, aber dem Geiste des Gesetzes nach auch die Beförderung solcher Briefe durch private Anstalten ausgeschlossen ist und daß es jetzt nur noch darauf ankomme, eine klare, juristisch unanfechtbare Gesetzesbestimmung hierüber zu treffen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Reichs-Postverwaltung nicht bereit wäre, eine angemessene Entschädigung den Privatpostanstalten zu bewilligen, zumal im Bundesrat eine dahingehende Stimmung vorhanden sein soll.

* Die offizielle „Marine- und Handels-Korresp.“ hört, wird in Ergänzung zu dem ungenauigen und erlöschenden, die Gelehrten des deutschen Reichs behandelnden Motiven zur Marinepolitik nach eine weitere Arbeit hinsichtlich des Inhalts des Reichstages und der Öffentlichkeit in allerhöchster Eile übergeben werden. Diefelbe soll eine durch Sachverständigen erzielte Angabe beinhalten, über das, was „angemessen“ ist, erheblich auseinandergehen und wohl noch langwierige Verhandlungen nötig machen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb die Vorlage die Entschädigungsfrage nicht berührt.

* Der alabamische Senat der Universität Tusculum, welcher sich mit dem, dem preussischen Landtage vorliegenden Gesetzentwurf betreffend die Disziplinarrichtlinien für Privatdozenten zu beschäftigen gatte, stimmt einhellig diesem Entwurf grundsätzlich zu, wünscht aber dringend: 1. daß als Disziplinarrichter zweiter Instanz der Disziplinarrath des Oberverwaltungsgerichtes bestimmt wird, 2. daß vor der Verhängung von Ordnungsgeldern durch den Unterrichtsminister die betreffende Fakultät gehört werden muß. — Die Mittelbehörde, daß sich nächster Tage eine Konferenz von Universitätsrektoren mit dem Disziplinarrath für Privatdozenten beschäftigen läßt, enthält übrigens, dem „Berl. N.“ zufolge, der Meinung, daß es besser wäre, die Disziplinarrichtlinien auf den deutschen Hochschulwesen nicht zu übertragen und unzulässig, die jene 41 Vertreter des Berliner Professors, die eine Petition gegen den Entwurf losgeschossen haben.

* Gegenüber der Behauptung des „N. Ztg.“ von dem seit 1872 für die Vertheilung von Weizen und Signalen vertheilt 10 000 000 Mk. ferner nach 863 620 Mk. und von den 1894 zur Vertheilung von elektrischen Siedungsanlagen vertheilt 3 000 000 Mk. nach 1 665 881 Mk. im Vertheilung vertheilt, enthält die „N. Ztg.“, daß von unrichtigen, daß über die genannten Geldvertheilungen bereits vollständig entschieden sei. — Auch der ferner bemängelt, aus dem Etat-Ordinamentum von 1896 ein Vertheilungsmittel sei nur ein fieberbar, da durch Vertheilung von 170 Millionen über ihren Bestand vertheilt sei. Das „N. Z.“ hat eben, wie gewöhnlich, wieder einmal etwas gemunkelt.

* Die vom Verein Preussischer Volksschullehrerinnen im November v. J. an den Kultusminister gerichtete Petition um Erlaß von Bestimmungen zur gegläubigen Regelung des § 16 (Mittelbehörden) des Lehrerbeförderungsgesetzes ist bereits in Aussicht in allen Punkten erfüllt worden. Die nachdenklichen Volksschullehrerinnen sind im Besonderen der Vertheilung von 300 Mk. während der einmonatigen Anstellung nicht gefügt. Sie erhalten während dieser Zeit eine um 100 Mk. höhere Mittelbehördenabgabe als die bisher angezogenen, die nach nicht 4 Jahre im Jahre im Jahre 1897 einmonatig wohl von der Ermüdung aus, daß die junge Lehrerin in Bezug auf die Lage und Einrichtung ihrer Wohnung mehr aufwenden muß als der Junge oder alleinlebende Lehrer. Die gleiche Maßnahme auch die Bedürfnisse der Lehrinnen ist aus der Bestimmung erfüllt, daß den vertheilung Lehren diejenigen Lehrereinnahmen in der Mittelbehördenabgabe (500 Mk.) gleichgestellt werden sollen, die mit unterhaltungsbedürftigen Verwandten, deren Unterhalt ihnen gesetzlich obliegt, einen gemeinsamen Haushalt führen.

Parlamentarisches.

In der Sonnabend-Sitzung der Reichstags-Kommission für die Militär-Ertragsproben wurde ein Antrag über den die Stimmen der Konvention angenommen, wonach die Bestimmung des § 270 B. 2 dahin präzisirt wird, daß dem Kaiser die Vertheilung von Erlaß allgemeiner Vorschriften darüber, welche unter welchen Voraussetzungen, und in welchen Fällen der Ausschluß der Zensuren und die Befreiung der Exzellenz zu erfolgen hat, im Vertheilungswort sich abgeben zu dem Wohlwille der Vertheilung, § 322 wird dahin abgeändert, daß der Angeklagte sich schon vor Ertheilung der Anklage eines Verteidigers versehen kann. Beim § 326 beantragte Wundel, daß auch Reichsanwälte, welche bei einem öffentlichen Gerichtsverfahren sind, insofern formelle Anwälte sind, von der Vertheilung der Anklage befreit, als Verteidiger fungieren dürfen. Generalleutnant v. Niebels erwidert, die Militärbehörden müßte das Recht haben, in Rücksicht auf die militärischen Interessen und auf etwaige mifebräuchliche Behandlung des Prozesses durch die Presse, gewisse Personen auszuscheiden. Hg. Wasserman (nat.) tritt dem Antrag Wundel's bei. Hg. v. Büttner (nat.) sagt, der Reichstag, was jene Partei zugleich die Bitte, die Kaiser in den Reichstagen enthalten. Ihm seien nicht einmal alle Minister- und Landwehrminister ohne Weiteres als Vertretung der Reichstagsmitglieder, Minister v. G. H. erklärt, er würde darauf sehen, daß überall die geltend gemachten Gründe seien, die Vertretung von den Militärgerichten zu übernehmen und in ihrer Verantwortlichkeit die Gewähr bieten, daß man kein Mißtrauen zu begründen braucht. Bei der schließlichen Abstimmung wird ein Antrag G. H. angenommen, als Vertretung aus Personen des Reichstages in der Entscheidung zuzulassen. Sodann wird der Antrag Wundel's angenommen. Ferner wird ein Antrag Wasserman's ange-



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

36] Roman von Clark Russell.

Miss Robertson befand ſich noch immer am Rade, und der Steward machte ſich im unteren Tauwerk nützlich.

Nachdem wir auch aus der Dejan-Tafelage wieder abgeſtiegen waren, trat ich zu Miss Robertson und ſagte:

„Es quält mich, Sie immer noch hier oben zu ſehen, ich komme mir ganz barbariſch vor, weil ich nicht darauf beſtehe, daß Sie ſich endlich zur Ruhe begeben.“

„Sie können mich jetzt noch nicht entbehren,“ entgegnete ſie. „Wollen Sie Ihre Mannſchaft noch kleiner machen, als ſie ohnehin ſchon iſt. Sie ſehen ja, wie es bligt. Soviel verſtehe ich auch, daß ich weiß, wir würden die Maſten verlieren, wenn das Wetter uns trübe, ſo lange noch ſo viele Segel ſtehen. Und was thue ich denn? Mit Zynen verglichen, ſiehe ich müßig.“

„Sie verſtehen es gut, Ihre Anſicht zu vertreten, ich möchte aber doch gern, Sie ließen ſich von mir überreden.“

„Wen haben Sie, um meine Stelle einzunehmen?“

„Nun, den Steward.“

„Ach den, der verſteht nichts vom Steuern; Sie können ſich doch nicht auf ihn verlaſſen und wirklich, das Schiff verlangt Wachſamkeit.“

Ich mußte lachen, über die Art, wie ſie das ſagte und war entzückt zu hören, wie ſie ſich ſo ganz als Seemann äußerte. Die reizend warf, die allerliebſte Mädchen ihren kleinen Mund auf, als ſie ſo verächtlich von dem Steward ſprach. Was wollte ich machen? Ich mußte ihr den Willen laſſen. „Gut denn,“ ſagte ich heiter, ihr die Hand gebend, „ſo bleiben Sie noch, Sie kleiner Eigenſinn,“ und wandte mich zum Gehen. Da rief ſie mir aber noch nach:

„Ach, haben Sie die Güte, doch einmal zu ſehen, ob Papa etwas bedarf.“

Ich lief ſofort herunter, guckte in die Kajüte und fand den alten Herrn ſchlafend. Auf meinem Rückweg betrat ich noch ſchnell die Speiſekammer und ſtellte in aller Eile auf einem Tablett eine kleine Erfrischung für meinen braven Steuermann zuſammen. Die brachte ich ihm nebst einem Stuhl und ſagte:

„Ihr Vater ſchläft, Sie brauchen ſich alſo um ihn nicht zu ſorgen, und nun ſehen Sie ſich und genießen Sie etwas, es liegt kein Grund vor, weshalb Sie immerzu ſtehen müßten. Halten Sie nur jenen Stern dort, gerade über der Raanocke, im Auge, der iſt vorläufig ein ebenſo guter Führer, wie der Kompaß. Wir haben jetzt nur nöthig die Segel voll zu halten, bitte machen Sie es ſich alſo ſo bequem wie möglich.“

Ich eilte nun wieder zu meinen Gefährten, die ich in voller Arbeit am Augen-Klüver fand. Da ſie dieſen allein bewältigen konnten, rief ich mir den Steward und begann mit ihm einige von den untern kleinen Stagesegeln niederzuholen.

Als dieſe verhältnißmäßig kleine Arbeit beendet war, ſchlug ich vor, daß wir Alle an das Vor-Marsſegel gingen, um zu ſehen, was wir mit dieſem zu Wege brächten. Nach vieler Mühe gelang es uns, mit Hülfe eines Steers-Blockes, dasſelbe im Verlauf von dreiviertel Stunden einzubinden.

Jetzt waren wir aber auch mit unſern Kräften gänzlich zu Ende, und Corniſh war derart erſchöpft, daß ich ihn beim Abſtieg von der Raa behilflich ſein mußte. Wir hatten in der That Wunder verrichtet, zwei große Segel gereift und zehn kleine Segel beſchlagen und das in völliger Dunkelheit. Daß wir nur fühlen und taſten konnten und einander kaum zu ſehen vermochten, hatte die Arbeit unſäglich erſchwert und unſere Kräfte über das Maß angeſtrengt.

„Ich muß jetzt eine Weile ſitzen,“ keuchte Corniſh matt.

„Das ſollſt Du auch, alter Burſche,“ ſagte ich mittheilig, „Du haſt mit Deinem kranken Arm faſt Uebermenſchliches geleistet.“ Dabei ſah ich unwillkürlich noch einmal nach oben und äußerte, wie gequält von dem Gedanken, vorläufig keine Hand mehr rühren zu können: „Wenn wir uns bloß noch dieſes eine Bramſegel hätten wegſchaffen können,“ aber ein ganzes Regiment Bajonette hinter mir, hätten mich keinen Zoll hoch mehr die Wajonette hinaufgetrieben.

Wir ſchleppten unſere müden Glieder nach hinten und warfen uns in der Nähe des Rades nieder.

Miss Robertson hatte geſehen, wie wir angewandt kamen; ſie rief uns zu:

„Doch, Mein Gott, Sie ſind ja Alle zum umfallen, gönnen Sie ſich doch ein wenig Schlaf, gehen Sie herunter und legen Sie ſich hin, ich werde ſchon treulich Wache halten und verſpreche Ihnen, Sie augenblicklich zu ruſen, wenn ich es für nöthig halte.“

„Forward!“ rief ich, „haben Sie das gehört? Wir ſollen ſchlafen gehen, das Mädchen will für uns wachen!“

„Ja,“ antwortete er begeistert, „bei Gott, ſie iſt ein Wunder, ich hab das ſchon einmal geſagt und ſage es wieder und wenn ſie mich auch hört und vielleicht denkt, es fehlte mir an Lebensart, ſo ſchwöre ich doch: ich will Jedem auf der Stelle das Genick brechen, der mir darin widerſpricht, daß ſie eins der beſten, — Ziem paß auf, — daß ſie das allerbeſte Mädchen iſt, was Gott der Allmächtige je geſchaffen hat, ein regelrechtes, richtiges, kleines Frauenzimmer für das Auge und das Herz eines Seemanns. Und beim lebendigen Moſes, wenn Du mir ins Geſicht ſagen kannſt, daß Du dieſes Mädchen in dieſem Schiff hier mörderiſcher Weiſe haſt erlöſen wollen, ſo will ich Dich packen, Du Lump und über Bord ſchleudern, wie eine todtte Ratte. Nun ſag's mal!“

„Hol mich der Teufel,“ murmelte Corniſh gekenken Kopfes, „wenn ich jemals an die Dame gedacht habe; — bitte, Sir, ſprechen Sie nicht mehr von der Sache. Ich will Alles thun, was ich vermag, Mr. Konle, um Sie vergeſſen zu laſſen, was geſchehen iſt, und woran ich theilhaftig war. —

Jeden Augenblick würde ich mich jetzt für die Dame todt schlagen lassen. — Sie nennen mich einen Lump, — gut —, das muß ich mir gefallen lassen, denn ich war einer und bin einer, aber ich denke, Sie sollen noch einmal anders über mich urtheilen, Sie sollen noch einst vom „braven Jim“ sprechen, denn das will ich jetzt werden.“

„Hier hast Du meine Hand, Jim,“ sagte Forward bieder und treuherzig, „Du bist kein Lump,“ und auch ich reichte ihm die meine mit den Worten: „Ich traue Dir und will Alles vergessen.“

„Nun, wollen Sie mir nicht den Gefallen thun und zur Ruhe gehen?“ tönte die liebliche Stimme vom Rade wieder zu uns herüber.

„Ach wie gern thäten wir Ihnen jeden Gefallen, Miß,“ antwortete ich zurück, „aber den können wir Ihnen, vorläufig wenigstens, noch nicht thun; es liegt noch zu viel Arbeit vor uns. — Sie sehen ja, wir ruhen auch hier ganz gut. — — Steward!“

Der Kerl kam hinter der Kajüten-Bedachung zum Vorschein, dort hatte er sicherlich geschlafen.

„Geh und bringe uns schnell etwas zu trinken und zu essen,“ befahl ich ihm. „Daß Du aber nicht lange bleibst, wir haben keine Zeit.“

Als er sich fort trollte, zog ich meinen Tabaksbeutel hervor, reichte ihn Forward und Cornish und sagte: „Stopft Euch eine Pfeife, Kinder, rauchen giebt die beste Ruhe.“

„Das Blitzen nimmt sehr zu,“ bemerkte Forward, seine Pfeife herrichtend.

„Mir sieht es aus, als wollte es nach Osten abziehen,“ meinte Cornish.

„Nein,“ erwiderte ich, nach dem Wetterleuchten hinsehend und eine kleine Weile die übereinander gethürmten Wolken betrachtend, „es kommt hinter uns her, wenn auch sehr langsam.“

Ich zog meine Uhr heraus und beleuchtete sie mit einem entzündeten Streichholz. — „Was, halb drei!“ rief ich erstaunt, — „auf mein Wort, ich hätte nicht geglaubt, daß es schon zwölf wäre.“

Rasch stand ich auf, ging zu Miß Robertson und sagte: „Wenn ich Sie auch nicht bewegen kann, hinunter zu gehen, so werden Sie mir doch die Bitte nicht abschlagen, Sie einige Zeit am Rade ablösen zu dürfen; — ich will Ihren Stuhl benutzen; bitte machen Sie es sich hier auf dem Gitter bequem.“ Ohne eine Antwort von ihr abzuwarten, begab ich mich nach dem Flaggenkasten, holte einige Flaggentücher und machte ihr ein ganz bequemes Ruheplätzchen zurecht. — Sie nahm Platz, ich setzte mich auf ihren Stuhl und hielt das Rad mit dem Fuße fest.

Der Wind war jetzt schwächer, wie vor einer halben Stunde, gerade nur stark genug, um dem Schiffe Fahrt zu geben.

Wir steuerten S.O. Es sah aus, als wollte uns wieder Windstille befallen, und ich würde mir gar nichts daraus gemacht haben, ebensowenig wie aus den Blitzen, die möglicher Weise nur Zeichen eines vorüberziehenden Gewitters waren, wenn nicht das anhaltende Fallen des Barometers gewesen wäre. Die Luft war sehr warm, aber weniger drückend wie vorher; der Himmel hing schwer und düster auf die ruhige, schwarze See hernieder.

Der Steward kam jetzt mit dem bestellten Essen und Getränk. Miß Robertson stand auf und flüsterte mir zu, daß sie einmal nach ihrem Vater sehen, in fünf Minuten aber wieder zurück sein würde.

Sowie sie das Deck verlassen hatte, rief Forward: „Nun die Dame fort ist, lassen Sie uns über unsere Lage sprechen und überlegen, was zu thun ist.“

„Ganz meine Meinung,“ stimmte ich zu. „Ich habe schon während der Arbeit darüber nachgedacht und will Ihnen sagen, zu welchem Resultat ich gelangt bin. Gestern um Mittag, also jetzt etwa vor fünfzehn Stunden, hatten wir die Bermudas-Inseln genau S.W., wir drehten dann mit der Spitze N.W. bei und machten in dieser Richtung einige Fahrt; was wir während dieser Nacht zurücklegten, ist nur wenig. Ich denke mir, wenn wir jetzt West zu Nord halten, müssen wir die Inseln, bei nur einigermaßen günstigem Wind, Montag Vormittag anlaufen.“

„Aber wir sind doch ganz in der Nähe der Küste von Florida,“ warf Cornish ein, „weshalb wollen wir da nicht lieber nach den westindischen Inseln steuern?“

„Ich möchte wirklich wissen,“ bemerkte hierauf der Hochbootsmann lachend, „was uns näher ist, die westindischen Inseln, oder das Königreich Jericho?“

„Hab' ich denn eine Dummheit gesagt, Sir, daß Sie so lachen?“ fragte Cornish verlegen.

„Na, Maat, das ist doch zum lachen, wenn Du hier plötzlich von den westindischen Inseln faselst,“ erwiderte Forward mit lustig zwinkernden Augen.

„Aber Sir, ich bin doch nicht verrückt,“ fuhr Cornish halb ärgerlich los, „wir sind doch dicht bei der Küste von Florida, sonst wären wir — — —“

„Ach was,“ unterbrach Forward, „halt Dein Maul, Maat, und laß Mr. Royle reden, Du verstehst Nichts davon.“

„Die Bermudas sind uns allerdings näher, als die westindischen Inseln,“ fuhr ich fort, da ich keine Lust hatte, mich in Erklärungen einzulassen. „Das erste, was wir daher thun wollen, sowie wir unsere Knochen wieder rühren können, ist, das Schiff herumzuholen. Der Wind sieht jetzt aus N.N.W., das ist uns gerade günstig. Sowie der Tag anbricht, werden wir ein Nothsignal aufhissen; was könnten wir wohl sonst noch thun? was meint Ihr?“

„Hören Sie, Sir,“ hob der Hochbootsmann an, in dem er an seiner Pfeife zog, daß das Feuer unter seiner Nase wie ein Dampfessel glühte, „Sie möchten es wohl nicht wagen, nach dem englischen Kanal zu segeln? Man könnte ein bißchen Ruhm dabei ernten und vielleicht auch 'ne Kleinigkeit an Geld von den Reedern, wenn es bekannt würde, daß drei Mann, ach, was sage ich denn, hätte ich Dich doch beinahe vergessen, Steward, und Du bist doch auch ein Mann, also, daß vier Mann dieses Schiff und seine werthvolle Ladung aus einer richtigen, mörderischen Meuterei, über den ganzen Ozean in den englischen Kanal und unversehrt in die West-India-Docks gebracht haben. Das, meine ich, würde was für die Zeitungsschreiber sein; ich habe meinen Namen noch nie gedruckt gelesen und denke, Josua Forward — — —“

„Wissen Sie, Mister,“ plagte hier auf einmal der Steward dazwischen, „ich kenne einen Forward, der lebt in Blackwall und — — —“

„Unterbrich mich nicht, Du Esel, da kennst Du jetzt eben zwei,“ polterte der Hochbootsmann heraus und fuhr dann fort: „Was ich also sagen wollte, Mr. Royle, es würde mich doch freuen, wenn ich da so einmal meinen ganzen, vollen Namen, richtig niedergeschrieben in der Zeitung sehen könnte.“

„Und was würde Alles über die Dame geschrieben werden, die wir retteten!“ ließ sich der, wie es schien, ganz außergeröhlich rebfelig gewordene Steward wieder vernehmen, „ihre Rettung allein würde uns in den Augen Aller, die die Geschichte lesen, zu Helden machen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der chinesische Volkscharakter.

Von Rudolf Belle (Wittenberg).

Die Besitzergreifung von Kiaotschau hat uns China mit einem Schläge so nahe gebracht, daß die Kenntniß von Land und Leuten für uns jetzt ein allgemeines Interesse gewonnen hat. Zwar ist die Kunde von den chinesischen Staatseinrichtungen durch Reisende und Berichte bereits in weitere Kreise gedrunen, aber über den chinesischen Volkscharakter, über die Eigenart, das Dichten und Trachten der breiten Volksmasse, die in letzter Hinsicht allein ausschlaggebend für den Bestand und die Entwicklung eines Staates ist, sind die Vorstellungen meist unzulänglich und irrtümlich.

Einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Chinesen ist seine Emsigkeit und sein Bienenfleiß, die ihn unermüdet von früh bis spät schaffen und arbeiten lassen. Diese Eigenschaften sind es auch gewesen, die ihm den Haß der irischen Arbeiter Kaliforniens und der Goldgräber und Schafhalter Australiens zugezogen haben. Die Triebkraft dieser rastlosen Arbeitsamkeit bildet der Durst nach Besitz, oder besser, nach Geld. Das Geld ist allenthalben bei den Chinesen das beinahe ausschließliche und unerlöschliche Gesprächsthema. Es ist überraschend, welche Summe von Energie bei dem Chinesen zum Vorschein kommt, sobald sich die Rede um Geld dreht. Ein Mensch, der auszieht, als könne er nicht bis fünf zählen, fängt alsbald an, so laut zu sprechen, als wären seine Zuhörer taub, und er spricht nicht nur mit den Lippen, sondern mit allen Muskeln seines Gesichts und Körpers. Man kann es in den Straßen der den Europäern geöffneten Städte tagtäglich beobachten, wie ein paar halbnackte, kupferfarbene Kerle mit verzerrten Gesichtern und grimmiigen Gebärden einander eine halbe Stunde lang ansprechen, daß man meint, sie stoßen die schrecklichsten Drohungen aus und es geht um Tod oder Leben. Und doch handelt es sich um nichts Anderes, als um einige wenige Pfennige.

Wesentlich unterstützt wird der Chineser bei den Erfolgen seiner Erwerbstätigkeit durch seine Anspruchslosigkeit. Wie seine Hauptnahrung der Reis bildet, so ist auch seine Kleidung einfach. Ein Chineser braucht nicht mehr als fünf Minuten, um sich vollständig anzukleiden, er kann mit einem halben Duzend Pfannen und Töpfen, einem Duzend Reischüsseln und einem Haufen Gestrüchlein eine reichliche Mahlzeit zubereiten, und für hundert Mark vermag er sich ein ganzes Haus einzurichten, das so viel Geräth enthält, als er für seine Lebensbedürfnisse nöthig hat. Den Luxus in unserem Sinne kennt der Chineser nicht. Selbst die reichen Volksklassen leben einfach im Vergleich mit uns. Im Palast eines Bischofs, der über zwanzig bis fünfzig Millionen Menschen herrscht, ist der Fußboden mit Ziegeln gepflastert, die Fenster bestehen aus durchscheinendem Papier oder gepalteten Musterschalen, in den Zimmern hat er unbequeme Stühle und ein Ruhebett, dessen Polster nur ein Bijangblatt ist.

Überall, wo nur auf irgend eine Weise ein Gewinn zu erzielen ist, ist der Chineser auf seinen Vortheil bedacht. Daher ist er ein geborener Agent oder Kommissar. Ein Chineser ist im Stande, seiner eigenen Mutter eine Provision zu berechnen, wenn er für sie etwas besorgt. Noch um vieles mehr hält er dieses Verfahren dem Europäer — einem Hovan-Kui oder fremden Geist — gegenüber für berechtigt. Ein Koch, der in den Diensten eines Europäers steht, setzt stillschweigend voraus, daß er auch beim kleinsten Einkauf mindestens zehn Prozent Gewinn hat. Hat er für die Küche eine Waare anzuschaffen, so geht er durch die Straße, in der man den betreffenden Artikel verkauft und ruft laut: „Wieviel Rabatt?“ Die Verkäufer antworten: „Acht, zehn, fünfzehn, zwanzig!“ Dort, wo man ihm den höchsten Rabatt bewilligt, kauft er dann, rechnet seinem Herrn den vollen Preis an und steckt den Ueberschuß ein. Es ist dies ein allgemeiner Brauch und Niemand hält es für Unrecht, auf diese Weise etwas zu verdienen. Dieser Unrechtheit entspricht ein auffälliger Mangel an Wahrhaftigkeit überhaupt. Wahrhaftigkeit ist etwas, wofür der Durchschnittschinese kein Verständniß hat. Das Lügen gilt als eine Art spartanischer Tugend. Die Eltern freuen sich, wenn eines ihrer Kinder geschickt zu lügen versteht. Sie halten diese Geschicklichkeit für ein Talent und für ein hoffnungsvolles Zeichen, daß ihr Sohn in der Welt vorwärts kommen wird. Eine Lüge ist ein

guter Einfall, je fester, desto bewundernswerther. Wenn daher ein Chineser aus irgend einem Grunde die Wahrheit spricht, so erscheint ihm dieses nicht als etwas Lobenswerthes, sondern als eine That der Selbstüberwindung. Am deutlichsten zeigt sich dieser Hang im geschäftlichen Verkehr. Der Verkäufer fordert den doppelten Preis für seine Waare, der Käufer bietet den vierten Theil davon, man schleudert sich gegenseitig die schreiendsten Unwahrheiten in das Gesicht, bis man sich endlich auf einen angemessenen Preis einigt und als gute Freunde scheidet.

In seinem Umgange ist der Chineser ein überaus höflicher Mann. Er verdankt diesen gesellschaftlichen Schliß und die Beherrschung der äußeren Form dem Zeremonienbuch, aus dem er lernt, was er zu thun und zu lassen hat, und das zu den am höchsten geschätzten klassischen Werken gehört. Die in dem Zeremonienbuch niedergelegten gesellschaftlichen Grundregeln werden gegenwärtig von einer eigenen Staatsbehörde, dem Li-yu oder Zeremonienrath, aufs eifrigste gehütet und erklärt. Diese Hochhaltung des guten Tons ist dem Chinesen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß keine Schmähnung ihn so hart trifft, als der Vorwurf: „Du bist ein Nichtkenner der Zeremonien“. Hand in Hand mit dieser Höflichkeit geht die Ehrerbietung gegen Höherstehende. So bald das Kind gehen kann, muß es ein pietätvolles Betragen gegen die Eltern lernen. Das Zeremonienbuch befiehlt dem Sohn, sich vor den Eltern zu verneigen, wenn er ins Zimmer tritt, und aufzustehen, wenn dieselben in das Zimmer kommen. Er nennt seine Mutter „verehrte Mutter“ und seinen Vater „verehrter Vater“ oder „großer Mandarin“. Eben so gelangt die Ehrerbietung in den öffentlichen Verhältnissen allenthalben zum lebhaftesten Ausdruck. Die Familie gehört den Ältesten eines Stadtviertels, diese den Unterbeamten, und so setzt sich die willige Unterordnung durch alle Rangstufen fort bis zum Bischof und Staatsminister, der dem Kaiser zu gehorchen hat. Das Gefühl ehrerbietiger Scheu gegen die Vorgesetzten bleibt, auch wenn ein ungerechter Beamter durch grausame Erpressungen sich des Ehrennamens „Vater-Mutter“ unwürdig gemacht hat und wenn die Unterdrückten mit blühenden Augen und bedeutungsvollem Kopfnicken von ihrem Peiniger als von dem „Löwen-Tiger“ sprechen.

Der Chineser ist von Gemüthsart heiter und zufrieden und seine Lage würde ihm ohne Fehl und Makel erscheinen, wenn nicht die Welt voll wäre von überirdischen bösen Mächten und Einflüssen. Sie verkörpern sich ihm in dem Begriff des Fung-Schui, des geheimnißvollen Waltens der gefürchteten Geisterwelt. Nur dadurch, daß auf das Fung-Schui stetig Rücksicht genommen wird, vermag der Mensch in Frieden zu leben. Die Hauptvertreter des Fung-Schui sind die Geister der Verstorbenen. Wird aus irgend einem Grunde deren Groll erregt, so lassen sie ihre üble Laune an den Lebenden aus, indem sie sie mit Krankheiten, Unglücksfällen und anderen Leiden heimsuchen. Daher richtet sich die ganze Sorge des Chinesen darauf, für seine verstorbenen Angehörigen Begräbnißplätze aufzufinden und anzulegen, in denen sich die Geister derselben wohl fühlen. Die Anlage eines Grabes ist deshalb keine leichte Sache, sondern sie erfordert ein eingehendes Studium aller in Betracht kommenden Umstände, dem nur der Doktor des Fung-Schui gewachsen ist, der mittelst kluger Berechnung einen günstigen Platz auszuwählen weiß. So lächerlich uns dieser Aberglaube erscheint, so bedeutungsvoll ist er für das chinesische Kulturleben. Denn die Furcht vor dem Fung-Schui ist der innerliche Grund für die Feindseligkeit des Chinesen gegen alle abendländischen Neuerungen. Die Erbauung von Eisenbahnen, die Anlage von Fabriken, der bergmännische Abbau der mineralischen Schätze, alle diese Unternehmungen müssen nach der Ansicht des Chinesen das Wohlbefinden der Geister der Verstorbenen stören, und deshalb träubt er sich gegen sie mit allen Kräften.

Die militärische Schwäche, die augenblicklich China aufweist, ist geeignet, das Reich der Mitte als einen im Niedergang begriffenen Staat erscheinen zu lassen. Aber mit den gegenwärtigen Verlusten ist das Schicksal Chinas noch lange nicht entschieden. Vielmehr wird das himmlische Reich, je mehr europäische Einflüsse die natürlichen Hülfsmittel umvertheilen und verwerten werden, desto schneller zu dem gewichtigsten Machtfaktor Asiens heranwachsen, und dafür bürgt der im Kern tüchtige chinesische Volkscharakter.

„Nun
en und

schon
fagen,
ittag,
muda-
N.W.
s wir
denke
r die
Vor-

e von
lieber

Hoch-
jusseln,

Sie fo

möglich
d mit

h halb
lorida,

Maat,

e west-
e, mich
r thun
en, ist,
N.W.,
werden
st noch

n dem
seiner
wohl
Man
ch 'ne
würde,
h doch
ein
werth-
uterei,
unvors-
meine
habe
Jofua

r Ste-
Black

u jetzt
dann
e mich
vollen
unte.“
erben,
berge-
ihre
e Ge-
(lgt.)

Allerlei.

Turnvater Jahn als Schachspieler. Der kürzlich verstorbene Pflegerohn Friedrich Ludwig Jahn's, Ziegeleibesitzer Eduard Arnold in Bengelhof bei Köpen, hat einige interessante Aufzeichnungen aus seinem Verlethe mit dem Turnvater hinterlassen, die mancherlei Neues enthalten, unter Anderem auch die fast gar nicht bekannte Thatsache, daß Jahn ein vorzüglicher Schachspieler war. Arnold sagt darüber: „Allen Glücksspielern war Jahn Feind, namentlich dem Kartenspiel; er haßte dies, nannte es Teufelspiel und suchte es überall zu hintertreiben. Dagegen suchte er die Brettspiele, namentlich das Schachspiel, in verschiedenen Arten, als das jetzt weltbeherrschende Zweischach- und als das seltenere Rund- und Vierfach einzuführen, was ihm auch gelang. Es wurde das Zweischach in seiner Wohnung, das Vierfach in einer Schankwirtschaft in der Woche zwei Mal gespielt. Das Vierfach spielte er meisterhaft, wenn auch oft recht un aufmerksam, weil er während des Spieles die sämtlichen Gäste unterhielt, so daß er oft erinnert werden mußte, daß er am Zuge sei. Sowie er aber bemerkte, daß er in der Klemme, ja fast matt war, dann sah man die Ueberlegenheit seines Spieles.“ „Heraus mit der Ziege auf den Deichdamm!“ rief er dann oft, sein Auge bligte über das Schachbrett, das Spiel bekam eine andere Wendung, das fast matige Spiel wurde frei, und bald hatte er es gewonnen.“

Der Geburtstag des Meißner Porzellans ist der fünfte Februar. Das schönste aller Porzellane nennt allerdings Sachsen sein Vaterland, aber nur ein tüchtiger Zufall hat es verhindert, daß es in Berlin das Licht der Welt erblickte. Sein Erfinder, Johann Friedrich Böttcher, war ein Berliner Kind. Ursprünglich Lehrling bei dem Apotheker Jörn, beschäftigte er sich sehr bald mehr mit chemischen Experimenten, als mit Willendrehen. Hierdurch in den Verdacht der Rauberei gekommen, entfloß er heimlich nach Sachsen. Der Kurfürst nahm ihn, da er angeblich Gold zu machen verstand, mit offenen Armen auf. Nach vielen widrigen Schicksalen gelang es Böttcher, wenn auch nicht Gold zu machen, so doch etwas, das Gold werth war. Am 5. Februar 1685 entdeckte er durch einen Zufall das Geheimniß der Porzellan-Fabrikation. Bisher war dasselbe ausschließlich Eigenthum der Chinesen, jetzt konnte es auch für Sachsen ausgebeutet werden. Die ungeheure Einnahmequelle, die die neue Industrie dem Lande eröffnete, veranlaßte Friedrich den Großen auch, für ihre Einführung in Preußen zu sorgen. Der Kaufmann Wegely gründete die erste Berliner Porzellan-Fabrik im Kommandantenbaue vor dem Königsthore. Erst als während des siebenjährigen Krieges flüchtige Meißner Porzellanarbeiter ihre Geheimnisse nach Berlin brachten, wurden die Produkte einigermaßen gut. Wegely's Nachfolger war der Töpfer Meißner. Im Verein mit Gogolowsky gründete er 1760 die Porzellanfabrik im Doroville'schen Hause Leipzigerstraße 4. Leider stand dieselbe sehr bald vor dem Konkurse. Friedrich, der ihren Zusammenbruch entschieden verhindern wollte, kaufte sie für 225 000 Thaler und erhob sie zur königlichen Porzellan-Manufaktur. In großartigster Weise sorgte er auch ferner für ihr Emporblühen; durch umfangreiche Bestellungen wendete er ihr immer neue Einnahmen zu. Der Sage nach soll das Berliner oder Meißner Porzellan auch Anlaß gegeben haben zur Gründung des ersten preussischen Geschworenengerichts. Man erzählt nämlich, daß Friedrich mit anderen Meißner Porzellan-Arbeitern eine junge Valerin, Sophie Mansfeld, nach Berlin übergeführt habe. Ein Graf Lanista verwandte sich bei dem König für die Künstlerin, und dieser versprach, ihr die Heimkehr zu gestatten, wenn sie eine schöne Vase male. Das Kunstwerk wurde vollendet, und Lanista schrieb darunter: „Dem ewigen Ruhme Friedrichs des Großen.“ Die Vase wurde gebracht und gefiel dem König ausgezeichnet, da machte ihn ein gewisser Salomon darauf aufmerksam, daß hinter „des Großen“ unklarlich fast noch das Wort „Tyannen“ stand. Lanista wurde in den Kerker geworfen. Ein Engländer, Albrecht Altenberg mit Namen, erbot sich jedoch, seine Unschuld zu beweisen, wenn er ihn vor einem nach englischer Art gebildeten Geschworenengericht vertheidigen dürfe. Sein Wunsch wurde erfüllt, und er bewies haarfährlich, daß nicht Lanista, sondern jener Salomon der Verfertiger der Vase sei. Lanista wurde freigesprochen, der falsche Zeuge aber soll auf lebenslänglich in das Zuchthaus gekommen sein.

Aus dem grammatischen Heft des kleinen Emil. Der kleine Emil sollte Sätze mit Verhältniswörtern aufschreiben. Dabei fielen am besten aus die Sätze mit den Worten: anhalt, halben, wegen, ungeachtet, gemäß, mittels, innerhalb, entlang, unweit, vermöge, längs, zufolge, trotz, zuwider, sammt, seit. Diese Sätze lauteten:

Mein Vater sein färdestall liecht an „Stadt Pomburg“.
Der Keiser lahm den könig auf halben wegen entgegen.
Der Dieb ist ungeachtet.

Das hier ist ein Gemäß.

Mittels des Arztes stirb der frante.

Willi Seifert gebt noch innerhalb kurzen hofe.

fris Meier gliicht ein ganzes End lang.

Meine Hofe ist unweit.

Bermöge des millionährs lauft Effe sich den Gut.

Die Kreners frau geht immer in sam t und seit.
Der böhse schüler ist den Lehrer schon längs zufolge Trog zu wider.

Die alte Jungfer. Fräulein Aeltlich: „Warum hielten Sie den Omnibus nicht an; Sie sahen doch, daß ich Ihnen mit der Hand winkte?“ — Schaffner: „Oh, ich glaubte, Sie werfen mir Kuchhände zu.“

Arztprüfung. „Nennen Sie mir verschiedene Schädelknochen, Herr Kandidat!“ — „Die Schädelknochen sind . . . sind . . . Ach, Herr Professor, ich bin momentan so aufgeregt . . . ich, ich weiß sie augenblicklich nicht, aber ich . . . ich hab sie alle in Kopf“, Herr Professor.“

Vertehrte Welt. Erste Kinderfrau: „Nein, es thut mir recht leid, aber ausgehen kann ich am nächsten Sonntag nicht mit Ihnen.“ — Zweite Kinderfrau: „Warum nicht?“ — Erste Kinderfrau: „Na, Sie werden doch nicht glauben, daß ich das Kind mit seiner Mutter allein lasse.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Ein Bildniß Kaiser Wilhelms II. nach der neuesten, noch nicht veröffentlichten Originalaufnahme schmückt das Titelblatt der an des Kaisers Geburtstag (27. Januar) erschienenen Nr. 2848 der „**Illustrierten Zeitung**“, die auch sonst mehrfach das patriotische Interesse zu fesseln weiß. Da ist vor Allem jener Monumente zu gedenken, die auf die Frühzeit des brandenburg-preussischen Staates zurückweisen; sechs Ansichten nach trefflichen photographischen Aufnahmen führen das Innere und Aeußere der herrlich restaurirten Marienburg vor, des einstigen Hauptortes des deutschen Ritterordens. Von den vor genau drei Jahren vom Kaiser gestifteten Herrschergruppen für die Siegesallee zu Berlin wird am kommenden 22. März neben Anderen die von Joh. Boese entworfene Gruppe des tapfern und zielbewußten asanischen Markgrafen Albrecht II. mit den Standbildern Hermanns von Salza, des staatsklugen Ordenshochmeisters, und des Schöffen Eike von Neplow, des Verfassers des Sachsenpiegels, enthüllt werden. In die Gegenwart deutscher Machtbethätigung leiten die Karte Ostchinas, die Porträts der beiden neuen preussischen Korpskommandeure Max v. Bock und Polach (Garde) und Richard v. Kliging (IV. A.-G.) und die Abbildung des umgebauten Panzerschiffs „Haden“. — Das große Ereigniß dieser Theateraison ist die am 15. Januar gleichzeitig in Berlin und Dresden erfolgte Erstaufführung von Sudermanns neuer Tragödie „**Johannes**“; den Höhepunkt dieser Dichtung, das Finale des dritten Actes, hat der Stiff E. Limmels nach der Aufführung im königlichen Hoftheater zu Dresden im Bilde festgehalten. — Vom übrigen Inhalt der Nummer verdienen noch unbedingt Erwähnung das bisher unbekanntes Kant-Bildniß, das Porträt Polas, dessen offener Brief an den Präsidenten Faure die Dreyfus-Bewegung in Frankreich zu höchst bedeutender Stärke hat anwachsen lassen, und die doppelseitige, auch technisch wohlgelungene Illustration „**Mondnacht an der Ruidersee**“ nach einem wirkungsvollen Gemälde von Hans v. Barfels.

Wie sollen wir im Alter leben? Der Wunsch, in Gesundheit ein hohes Alter zu erreichen, ist allen Menschen gemeinsam. Aber dieser Wunsch kann nur in Erfüllung gehen, wenn wir namentlich in den Jahren, in welcher wir leichter schädigenden Einflüssen unterliegen, unsere Lebensweise so gestalten, daß wir dem Körper die nöthige Spannkraft erhalten, ihn den gesundheitlichen Forderungen gemäß pflegen und stärken und ihn vor allen schädigenden Momenten bewahren. Wer nun hierüber eine Aufklärung wünscht, dem bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit durch die Lektüre der unter obigem Titel in Heft 11 der „**Illustrierten Chronik der Zeit**“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) erschienenen Aufsatzes von Dr. Fr. Parkner. In beherzigenswerthen Rathschlägen und Winken werden in diesem Beitrage Männern wie Frauen, Jungen wie Alten diejenigen Wege gezeigt, die bei einer vernünftigen Lebensweise dahin führen, ein hohes Alter zu erlangen.

Das Buch eines Geächteten“ behandelt Hauptmann a. D. C. v. Bruchhausen in einem hochinteressanten Artikel in der illustrierten Zeitschrift „**Wehr und Ehr**“. „**Paratieris Glück und Ende**“ könnte man kurz über den Inhalt der packenden Ausführung schreiben. Aus dem weiteren Inhalt von Heft 2 von „**Wehr und Ehr**“ seien die Einnahme der Festung Alfa durch neun Mann hervorgehoben, ferner eine entzückende Humoreske aus dem österreichischen Manöverleben von R. Noda-Noda, dann die Fortsetzung des „**Eiser'schen Romanes**“ „**Soldatentreue**“ und v. A. m. Durch seinen illustrierten Schmud zeichnet sich das Heft besonders aus, so daß wir ohne Weiteres konstatiren können, daß Verlag und Redaktion für den unbedeutenden Preis von 1,80 Mk. pro Quartal (9 Nummern) ein wirklich vornehmes und reichhaltiges Familienblatt geschaffen haben, das sich im Sturme die Gunst des Publikums erringen wird.